

kulturelle Erbe in den Mittelpunkt eines Geschichtsbewusstseins, das es in einer Zeit globalen Denkens zu erhalten und fördern gilt. Auch die Besucher der Ausstellung werden dies so verstanden haben.

Hansmartin Schwarzmaier

Sönke LORENZ / Dieter MERTENS (Hg.), Johannes Reuchlin und der „Judenbücherstreit“ (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte 22), Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2013. 272 S. ISBN 978-3-7995-5522-7. Geb. € 24,90

Die letzte Ringvorlesung, die der Tübinger Landes- und Universitätshistoriker Sönke Lorenz organisierte, musste von seinem Fachkollegen Dieter Mertens ediert werden. Sie ist dem Andenken des zu früh Verstorbenen gewidmet. Lorenz selbst untersucht Reuchlins Verbindung mit der Universität Tübingen (S. 15–53), eine überaus dicht dokumentierte biographische Studie. Reuchlin wurde, nachdem er sein artistisches und juristisches Studium anderswo mit Erfolg absolviert hatte, erst am 9.12.1481 (nicht 1482!) in Tübingen eingeschrieben, um hier eine Stiftungsprofessur für Rhetorik anzutreten, wurde aber alsbald von Graf Eberhard im Bart in Dienst genommen, weniger als Jurist denn als Diplomat und Dolmetscher. Den Doktorgrad hat er Ende 1484 in Tübingen erlangt. Die zehn Jahre als Bundesrichter mit Amtssitz in Tübingen ab 1502 nahmen ihn nicht sehr in Anspruch. Von 1511 bis 1516 arbeitete sein Pforzheimer Drucker Thomas Anshelm in Tübingen. Gelehrt hat Reuchlin dort nur ein halbes Jahr lang am Ende seines Lebens auf einer neu errichteten Professur für Griechisch und Hebräisch.

Den Judenbücherstreit sowie die Judenpolitik Maximilians I. schildert David H. Price (S. 55–82 und 199–222). Anders als Wiesflecker sieht Price bei Maximilian eine Verschärfung der Judenpolitik seines Vaters Friedrich III. Die Vergabe der begehrten Lizenzen zur Vertreibung der Juden brachte Einnahmen, die den langfristigen Schaden vergessen machten. Judenfeindlich war europaweit die Mehrheit, Pfefferkorn hatte den Rückhalt sogar des Franziskanerordens. Reuchlin konnte die Vernichtung vieler Bücher nicht verhindern. Obwohl er als Christ wenig Sympathien für die Juden hatte, setzte er sein ganzes legistisches und kanonistisches Wissen für deren Rechte ein. Trotz seiner eigenen prozessualen Niederlage blieb er der moralische Sieger.

Hans-Martin Kirn zeichnet „Das Bild vom Juden im Deutschland des frühen 16. Jahrhunderts“ (S. 83–105). Reuchlins Lebenszeit bildet einen Tiefpunkt in der Geschichte der Juden, die europaweit missachtet, ausgeplündert, vertrieben und auch ermordet wurden. Demgemäß erscheinen sie in Pfefferkorns Schriften als blinde Exegeten, Ritualisten, Blasphemiker und mörderische Verderber der Christenheit. Aber auch für Reuchlin waren sie nicht nur Kulturträger, sondern blieben bekehrungswürdige Blasphemiker.

Mit den Anfängen der christlichen Kabbala und Reuchlin befasst sich Saverio Campanini (S. 107–117). Viele Namen werden genannt und die Auffassung vertreten, für Reuchlin sei die Kabbala eine Technik gewesen, die auch auf christliche Inhalte angewandt werden konnte.

Matthias Dall’Asta stellt Reuchlin ins „Gefüge des Renaissance-Humanismus“ (S. 119–146). Das Rektoratsblatt des Crotus Rubeanus in der Erfurter Matrikel mit Reuchlin als Eckpfeiler neben Luther, Erasmus und Mutian liefert einen ersten Humanistenkreis, der über Trithemius um die zahlreichen „Klosterhumanisten“, mit denen Reuchlin in Verbindung stand, ergänzt wird, wobei Verfasser den Begriff „Bibelhumanist“ für passender hält und damit wie Erasmus und Luther auch Reuchlin einbeziehen kann. *De arte cabbalistica* erweitert den Blick auf die Florentiner Akademie eines Ficino und Pico. Schließlich bietet

die Liste der *Capnionis defensores* in den „*Illustrium virorum epistolae*“ weitere Namen, nicht zu vergessen die Dunkelmännerbriefe. Abschließend wird noch ein Blick auf Reuchlins Fähigkeit zum Dichten und zur Derbheit geworfen.

„Reuchlin als Jurist“ ist das Thema von Wolfgang Schild (S. 147–172). Den Auftrag zu seinem Gutachten über das Jüdische Schrifttum erhielt Reuchlin als namhafter Jurist, doch nicht als Universitätslehrer. Verfasser schildert seinen Ausbildungsgang und seine Tätigkeiten für Württemberg und Kurpfalz und untersucht den rechtlichen Status der Juden und Reuchlins Gutachten darüber.

„Zum Dialog zwischen den Religionen“ äußert sich Hans-Rüdiger Schwab und meint, man könne „Von Reuchlin lernen“ (S. 173–196). Seine sensible Analyse fördert auch nur bei-läufige Maximen des Humanisten zu Tage, die für den Umgang mit Andersdenkenden und Andersglaubenden noch immer gültig sind: das Gespräch und Standards im Umgang miteinander, Wahrheitsansprüche, Anknüpfungsmöglichkeiten, Legitimität des anderen Glaubens und friedliche Koexistenz, Bildung und Selbstkritik, schließlich die staatlich garantierte Rechtssicherheit. Wie weit sich Reuchlin im Kampf mit seinen Feinden selbst daran gehalten hat, ist ein anderes Thema.

Günter Schweizer (S. 223–262) stellt die Genealogie der noch heute blühenden Nachkommen des Reuchlin-Bruders Dionysius, beginnend mit dessen verworrener Biographie, übersichtlich und kritisch zusammen.

Die gestellte Thematik des Sammelbandes bringt es mit sich, dass manches mehrfach behandelt wird, wodurch aber verschiedene Sichtweisen deutlich gemacht und unbekanntere Winkel ausgeleuchtet werden. Insgesamt eine nützliche Einführung in das Hauptereignis von Reuchlins Leben und Nachwirkung.

Heinz Scheible

Christoph KAMPMANN, Europa und das Reich im Dreißigjährigen Krieg, Geschichte eines europäischen Konflikts, Stuttgart: Kohlhammer 2008. X, 228 S. mit 6 Abb. ISBN 978-3-17-023667-7. € 29,90

Gedenkjahre und Jubiläen stimulieren die Geschichtswissenschaft und Historiographie. Eindrücklich kann dies gegenwärtig am Beispiel des Ersten Weltkrieges, womöglich der ersten Phase eines „Zweiten Dreißigjährigen Krieges“, nachvollzogen werden. Ob sich diese gegenwartsbezogene Kontext- und Subjektabhängigkeit der Historiographie bei ihrem Blick auf die Vergangenheit zu ihrem Vorteil auswirkt, kann und soll hier nicht diskutiert werden. Sie ist zunächst einmal schlicht unumgänglich und damit zu konstatieren – eben auch bei wissenschaftlichen Darstellungen des Dreißigjährigen Krieges. War dieser ein „Staatsbildungskrieg“ (Johannes Burkhardt, 1998) oder doch eher ein „deutscher Konfessionskrieg“ (Axel Gotthard, 2002)? Die bereits in der älteren Historiographie anzutreffende Lesart der Betonung des konfessionellen Faktors als Motor des Kriegsverlaufs steht dabei jüngst wieder im Vordergrund (Franz Brendle, 2010).

Spätestens seit der öffentlichkeitswirksamen 26. Europaratsausstellung „1648 – Krieg und Frieden in Europa“ (1998/99) tritt das europäische Narrativ in den Blickpunkt. Der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Friede seien demnach vorrangig europäisch zu verstehen. Auch für Christoph Kampmann ist dies so. Eine „europäische Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ sei daher zu schreiben, denn ein „deutscher« Krieg ist er [...] von Anfang an nicht gewesen“ (S. 1). Diese programmatische Standortbestimmung ist durchaus folgenreich. So werden nicht nur, was mittlerweile fast schon als „klassisch“ zu bezeichnen ist, die großen